

Nr. 134. Bydgoszcz/ Bromberg, 15. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es ist Sonntagnachmittag. Der Sonntag nach Allerheiligen. In der Stube des Kollerhofes sitzt vorn beim Tisch der Höhenberger; ein stämmiger, alter Graukopf, mit lustigen, kleinen Augen und gesundem, braunrotem Gesicht. Neben ihm sitzt sein Sepp, der gar nicht weiß, was er mit seinen großen Händen beginnen soll. Bald hat er sie auf der Tischplatte liegen, dann steckt er die Daumen wieder links und rechts ins Westentascherl und schaut zur Stubendecke auf. Hinten beim Ofen sitzt die Höhenbergerin, ein gemütliches, von der vielen Arbeit ein wenig gekrümmtes Weiberl, neben der Kollerin. Die Ursula Wimmer ist auch in der Stube. Sie strickt, daß die Nadeln klappern und wirft dabei mitunter dem Höhenberger-Sepp einen schmachtenden Blick zu. Es ist ihr gar nicht so gemütlich zumute, denn sie weiß, was da heute verhandelt werden soll. Es geht um die Monika, die draußen in der Küche einen Kaffee bereiten muß. Schließlich kann sie ihre Unruhe nicht mehr meistern. Sie geht hinaus in die Küche und sagt zuckersüß:

„Hast ihn schon bald fertig, den Kaffee? Dem Hochzeiter wird sonst die Zeit lang, wenn du so lang net reinkommst."

Monika ist ganz gefaßt.

„Ich kann den Kaffee auch net aus dem Ärmel rausschütteln", sagt sie.

„Freilich, so hab ichs auch net gemeint", antwortet Ursula und legt ein paar Scheite ins Feuer. „Sag, wie lang kennst du ihn denn schon?"

„Den Sepp meinst?"

„Ja, den Sepp."

„Mein Gott, schon seit dem Schulgehn."

Die Ursula fährt sich ein paarmal mit der Hand unter der Nase auf und ab.

„Das wirst dir damals auch net gedacht haben, daß du ihn einmal heiratest?"

„Wen? Den Sepp? Ich, den Sepp?"

Die Ursula verzieht das Gesicht, das heißt, sie lächelt.

„Geh, meinst, ich hätt net g'merkt, wegen was er da ist?"

„Das kann schon sein. Aber wenn er wart, bis ich ihn nimm, dann wird er grau."

„Geh", stammelt die Ursula erschrocken. „Wirst dir doch dein Glück net verscherzen? Mein Gott, was wird da das gute Basl sagen. Ich hab schon Angst, sie könnt sich wieder recht aufregen. Da möcht ich kein Wörtl schnaufen davon."

„Gar net nötig", erklärt Monika mit eiserner Ruhe. „Das sag ich ihr schon selber."

Die andere faltet die Hände über dem Bauch und wackelt kummervoll mit dem Kopf. Dann schleicht sie aus der Küche und geht wieder vor in die Stube.

„Gleich wird er fertig sein der Kaffee", sagt sie und setzt sich zum Sepp hin. Der nimmt die Daumen aus dem Westentaschl, legt die Hände auf den Tisch und schaut die Ursula von der Seite an.

„Tust stricken?" fragt er.

„Ja, ein paar Fäustling fürs Basl. Stricken tu ich überhaupt gern, weißt." Sie schaut dem Sepp ins Gesicht, lächelt ein wenig und deckt dann, sich schnell besinnend, die Hand vor den Mund. „Ohne Arbeit mag ich halt gar net rumsitzen", sagt sie dann. Worauf der alte Höhenberger meint:

„Bist halt noch eine von der alten Rass'. Die jungen Madln von heut mögn kein Strumpf mehr stricken."

„No, gar so alt bin ich grad noch net", erklärt die Ursula. „Achtundzwanzig werd ich im nächsten Monat."

„Ich hätt dich älter geschätzt", sagt der Sepp mit gelassener Ruhe und schielt nach der Tür. Herrgott, denkt er, dauert denn das so lang, bis so eine Kaffeebrüh fertig ist?

„Schau ich denn schon so alt aus?" fragt die Ursula und hofft, daß der Sepp jetzt seine Taktlosigkeit einsehen möchte. Aber die Antwort ist vernichtend.

„Ja", sagt der Sepp. „Auf fünfunddreißig hätt ich dich schon g'schätzt. Das machts vielleicht bloß, weil du so dick bist."

Die Ursula bekommt einen roten Kopf und verzieht den Mund. Sie weiß nun nichts mehr zu sagen. Am liebsten hätte sie diesem lümmelhaften Mannsbild eine 'runterliniert.

Es wird ganz still vorn am Tisch. Nur hinten im Ofenwinkel plauschen die beiden Frauen.

„Mit den Hühnern hab ich heuer gar kein Glück g'habt", erzählt die Kollerin. „Im Frühjahr is mir der Fuchs ein paarmal neinkemmen in' Stall. Und dann war eine Sucht unter den Hühnern, da sind mir auf drei Tag gleich zehn verreckt."

„A geh, was d' net sagst. Nein, ich könnt mich net beklagen. Mir ham uns voriges Jahr so Andalusier zug'legt und san recht z'friedn damit, gell, Wastl?"

Der Höhenberger muß erst fragen, um was es sich handelt. Dann gibt er erschöpfend Auskunft, denn die Kollerin soll sehen, daß er als richtiger Bauer sich auch beim Hühnervolk auskennt.

Aber da öffnet sich die Tür und Monika kommt mit der dampfenden Kaffeekanne. Anschließend bringt sie eine Schüssel mit Krapfen, und dann sitzen sie alle reihum am Tisch. Der Höhenberger erzählt vom Wetter, von der Ernte und von den Viehpreisen. Der Sepp sagt gar nichts und hält sich mehr an die Nudelschüssel. Die Ursula zählt es, wie oft er in die Schüssel langt, und denkt sich wütend: „Er frißt wie ein Drescher und mir hält er mein Dicksein vor."

Als dann der Kaffee getrunken ist, sagt die Kollerin aufstehend: „So, Höhenbergerin, jetzt schaun wir in' Stall naus. Kimmst auch mit, Höhenberger, gelt, und du auch, Ursula." Zur Monika sagt sie nichts und zum Sepp auch nicht. Der Höhenberger aber gibt seinem Sprößling unterm Tisch einen Stoß mit dem Knie und raunt ihm im Hinausgehen noch zu:

„Stell dich fei wieder recht damisch an."

Nein, der Sepp hat den festen Vorsatz, sich nicht „damisch" anzustellen. Aber wie sie jetzt alle die Stube verlassen, wird ihm ganz zweierlei zumute. Ganz hilflos kommt er sich vor.

„Magst noch einen Krapfen?" fragt die Monika.

„Nein, ich hab schon sechse", antwortet er. „Damisch heiß ist es herinnen", meint er nach einer Pause.

„Bei dem Wetter kann man schon eine warme Stubn derleiden."

„No, das werd so ein Sauwetter sein. Seit in der Früh regnt's scho, was vom Himmel runterfallen kann. Hab ich g'sagt zum Vattern heute früh: „Vatter", sag ich, „wenns so rengt, nacha bleim mir daheim heit", hab ich g'sagt. Aber der Vatter hat g'meint, heit verseimt ma gar nix bei dem Dreckwetter, und der Mutter wars auch recht, und drum san ma da."

Teufl, das geht ja gleich besser, wie er gedacht hat. Da kommt er schon ganz schön ins Fahrwasser. Aber nun wäre es Zeit, daß die Monika wieder was sagen würde. Aber die sagt nichts, sondern wischt mit der Hand ein paarmal über die Tischdecke und schaut dann zum Fenster hinaus.

„Ein richtiges Sauwetter", sagt der Sepp wieder. „Wie 's nur grad so regnen kann. Aber vorige Woche wars die ganze Woch schön. Und der Sommer war auch schön, net wahr. Ich wär scho gern einmal naufkommen zu dir auf die Alm."

„Das wär ganz gut gewesen, dann hätten wir uns gleich ausreden können", sagt Monika und stellt die Tassen zusammen.

„Hab net derweil g'habt", antwortet er. „Drum bin ich heut kommen."

Jetzt schaut sie ihm das erste Mal ganz frei ins Gesicht.

„Versteh mich recht, Sepp, wenn du einmal auf die Alm kommen wärst, dann hättest du dir heut den Weg sparen können."

„Geh, der Weg ist doch gar net so weit. Und das bissl regnen da. A was, das bist du mir scho wert." Ganz schwül schnauft er jetzt auf ein paarmal, und dann langt er plötzlich mit seiner Hand über den Tisch herüber nach ihrem Arm. „Ein bissl wirst mich dann doch scho mögen? Oder net? Was hättest mir denn auf der Alm so Wichtiges zu sagen g'habt?"

Sie macht sich von seiner Hand los und steht auf.

„Das gleiche hätt ich dir gesagt, was ich dir heut sagen muß."

„So? Was is denn das?"

„Daß du dir das aus dem Kopf schlagen mußt. Mit uns zwei kanns nie was werden."

„Geh, wär schon gleich recht. Ich mag dich doch."

„Aber ich dich net."

Der Bursche schaut ganz ungläubig drein.

„Du wärst ja nett, du. Ich krieg doch einen schönen Batzen Geld mit."

Monika stemmt die Fäuste auf die Tischplatte.

„Was hilft mir denn dein Geld? Zum Heiraten gehört mehr als ein Sack voll Geld. Da g'hört Lieb. Und die hab ich net."

„Die kommt schon, verlaß dich drauf."

„Nein, das weiß ich besser. Glaub mirs, Sepp, ich kenn mich gut, und weil ich mich kenn, muß ich dir das sagen. Du bist ein guter Kerl und verdienst ein Madl, das dich gern hat. Und du hast mich ja nie gefragt vorher, bist einfach kommen heut und hast g'meint, es braucht sonst weiter nix als wie: ich mag dich doch."

„Wenns aber doch mein Vater und die Kollerin schon lang ausgemacht haben", meint er ganz kleinlaut.

„Heiraten denn die zwei? Ich denk, daß es uns zwei angeht. Das tut man mit dem Viech, daß mans einfach zammgibt, wie man denkt, daß es recht sein könnt. Wenn du dich zu sowas hergibst, kannst mir leid tun. Ich einmal net. So, Sepp, und jetzt habn wir zwei ausgeredet. Nimms net schief und schick dich drein."

Monika räumt die Tassen weg und verläßt die Stube. Kommt auch nicht mehr herein, und als die andern vom Stall zurückkommen, fragen die Kollerin und der Höhenbeger wie aus einem Munde:

„Wo ist denn die Monika?"

„Grad is sie naus", sagt der Sepp.

Der Höhenberger geht auf seinen Sprößling zu.

„Hast geredet mit ihr?"

„Freilich ham mir geredet."

„Na? Und?"

„Nix is es. Mögen tut s' mich net. Hat g'sagt, sie laßt sich net verhandeln wie ein Stückl Viech."

Das schlägt wie eine Bombe ein. Die Kollerin kriegt kaum mehr Luft, so schreit sie. Aber der Höhenberger besänftigt sie und meint:

„Reg dich doch net auf, Kollerin. Ein bissl überraschend wird es halt für das Madl gekommen sein. Es wird sich dann schon richten lassen, wenn man in Güt mit ihr spricht. Bist höchstens recht gach dreingangen?" fragt er den Sohn.

„Net wahr is", verteidigt sich der Sepp. „Zuerst hab ich vom Wetter geredt, genau wie du mirs ang'schafft hast."

Dann wird eine Zeitlang gar nichts geredet. Sie sitzen alle um den Tisch herum, als ob eine schwierige Sitzung ihren Anfang nehmen würde. Der Höhenberger zieht seine Schmeizlerdose heraus und haut sich eine saftige Pries auf den Handrücken. Die Ursula sitzt wieder neben dem Sepp wie eine versprengte Henne und strickt furchtbar. Einmal kitzelt sie sich mit der Stricknadel unter der Nase und schaut, indem sie einen brummtiefen Seufzer hören läßt, den Sepp an. Aber der merkt es gar nicht, sondern langt sich in aller Seelenruhe den siebenten Krapfen heraus.

„Kann ma halt nix machen", sagt er dabei.

„Das werden wir dann schon sehn, ob man da nix machen kann", fährt die Kollerin auf.

„Net aufregen, Basl", beschwichtigt die Ursula, und macht wirklich recht kummervolle Augen. Und die Höhenbergerin sagt auch: „Nur net aufregen deswegen, liebe Kollerin." Dann faltet sie wieder die Hände über dem Bauch und schaut umher.

Und dann brechen die Höhenbergischen bald auf. Kaum daß sie über den Anger drunten sind, schreit die Kollerin nach der Monika. Aber es kommt von nirgends eine Antwort.

„Derschlagen tu ich sie, wenns mir kommt", sagt sie immer wieder, so daß die Ursula in ernster Sorge sich ihrer annimmt.

„Jetzt kann ichs mit mein' G'wissen schon bald nimmer vereinbaren, wenn du dich so aufregst, Basl. Weißt doch, daß es dir net gut tut. Komm, tu dich schön hersetzen. Es is meine Pflicht, daß ich dir jede Aufregung erspar. Da geh ich durch dick und dünn . . ."

„Halt dein Maul mit dem Gewinsel."

Die Ursula schrumpft zusammen und strickt, daß die Nadeln klappern. Erst als die Kollerin wieder zu schimpfen anfängt, hebt sie den Kopf. Und diesmal versucht sie es auf eine andere Weise, sich lieb Kind zu machen. Sie gibt der Kollerin recht.

„Freilich, Basl, ich versteh dein Unmut schon. Es is ja auch undankbar von der Monika. Ich mein, mich gehts ja nix an. Aber das muß ich schon sagen. Derbarmt hat er mich, der Sepp. Richtig derbarmt. So ein braver und anständiger Bursch. Der hätt das g'wiß net verdient."

„Ich helf ihr schon. Zieht man so einen Fratz auf, daß ein richtiger Mensch draus wird, und dann möcht sie mirs so machen. Das wird sie aber noch bitter bereun. Da brauchts gar net viel, dann jag ich sie vom Hof."

Jammernd schlägt Ursula die Hände über dem Kopf zusammen.

„Um Gottes willen, Basl, das derfst net tun."

„Net derfen? Wer sollt mirs denn verbieten? Da herinn bin ich Herr und kann tun, was ich mag. Das kannst auch du dir gleich gut merken. Und jetzt hilf mir nauf in mei Kammer. Ich will nix mehr sehn da herunten. Und wenn die andere kommt, dann schickst sie mir nauf."

„Ja, Basl, gleich, wenn sie kommt."

„Wo wird sie denn überhaupt sein? Bei dem Wetter kanns doch net aus dem Haus sein. Sicher hockt sie beim Much droben. Schaug amal."

Nein, Monika ist auch nicht beim Much. Sie hat einen Lodenmantel umgeworfen und ist aus dem Hause gegangen, ein Stück hinauf in den Wald trotz des Regens.

Am Abend erst, als es Zeit wird zur Stallarbeit, kommt sie wieder zurück. Als sie die Küche betritt, sagt die Ursula gleich mit sorgenvoller Miene:

„Du hast was sauberes angerichtet heut. Das Basl ist anders bös'. Du sollst gleich naufkommen zu ihr."

„Pressierts schon so. Kann sie es gar nimmer erwarten, bis sie mich ausschaffen kann."

„Geh, wo denkst denn hin. So weit wird sie sich doch net hinreißen lassen. Überhaupt — zu dir g'sagt, Monika, ich möcht ihn ja auch net, den Hackstock. So was Heimsiederisches von einem Mannsbild is mir auch noch net unterkommen."

„Ja, ja, ist schon recht", antwortet Monika, und hängt den nassen Mantel über den Ofen. Ihr Haar tropft vor Nässe. Sie streicht es ein wenig zurück und dann geht sie hinauf zur Base. Sie muß sich selber wundern, wie ruhig sie ist, denn daß es jetzt nur mehr ein Entweder-Oder geben kann, darüber ist sie sich vollständig klar. Einen kleinen Augenblick zögert sie noch vor der Tür, dann tritt sie entschlossen ein.

Die Base sitzt in dem großen Lehnstuhl neben dem Bett. Der Ofen glüht direkt, so hat sie eingeheizt. Dennoch schreit sie empört:

„Mach die Tür zu, meinst, ich mag erfriern!"

Monika schließt langsam die Tür hinter sich und lehnt sich mit dem Rücken daran.

„Da gehst her, zu mir!"

Das Mädchen rührt sich nicht von der Stelle. Nur den Kopf legt sie ein wenig zurück.

„Das, was du mir zu sagen hast, Basl, kann ich mir denken. Das kann ich da genau so gut hören."

Die Alte hebt überrascht den Kopf.

„Ah, da schau her! Was is denn das für ein Ton? Ja, wie redest denn du mit mir?"

„So, wie mir ums Herz ist, Basl. Lang genug hab ich mich geduckt!"

„Geduckt?" fragt die Kollerin, als wäre dieses Wort für sie ein ungeheures Wunder. „Hast dus net schön gehabt bei mir. Bist net gehalten gewesen wies eigene Kind?"

„Ich bin gern dagewesen auf dem Kollerhof, aber was du mir jetzt zumutest, das ist zuviel, Basl."

Die Kollerin stampft wütend mit ihrem Stock auf den Fußboden.

„Was streiten wir denn lang? Meinen Entschluß kennst du. Heirat den Sepp, dann ist alles gut."

Monika schüttelt heftig den Kopf.

„Was — du willst net? Gut! Dann weißt auch, was du zu erwarten hast."

„Ja!"

(Fortsetzung folgt.)

Unheimliche Zellgenossen.

Wie Seuchenerreger und Bakterienfresser entlarvt werden.

Von Ludwig Voß-Harrach.

Aus naheliegenden Gründen beschäftigt sich die Wissenschaft besonders eifrig mit dem unheimlichen Tun und Treiben der winzigen Wesen, die Mensch und Vieh mit ansteckenden Krankheiten bedrohen. Der Erreger der Maul- und Klauenseuche ist einer der kleinsten, aber bekanntlich nicht ungefährlichsten dieser Sippschaft. Die Klasse der Krankheitsstoffe, der er angehört, verzeichnet bereits an die 150 Mitglieder. Die bekanntesten sind die Erreger der Pocken, Masern, Kinderlähmung, Tollwut, Gürtelrose, des Ziegenpeters und des Schnupfens.

Die Erforschung dieser Menschheitsgeißeln hat in der letzten Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht. Man lernte sie allerdings schon vor Jahrzehnten kennen, als man bemerkte, daß der Saft kranker Tabakpflanzen krank blieb, nachdem man ihn durch ein Filter gegeben hatte, das jedes Lebewesen, also auch die Bakterien zurückhält. Man suchte also nach dem Schädling, der dieses engmaschige Sieb passiert hatte, und fand schließlich den bösartigen Erreger. Da es sich um ungeheuer kleine Kreaturen handelte, so kostete es nicht geringe Mühe, Verfahren zu ermitteln, die eine zuverlässige Messung dieser Stoffe ermöglichen.

Es liegt nahe, dazu ein Mikroskop zu gebrauchen. Aber dessen Fähigkeiten sind begrenzt. Es bildet „nur" solche Gegenstände ab, deren Größe die halbe Wellenlänge des Lichtes mehrfach überschreitet. Und wie groß ist die Welle, durch die sich das Licht fortpflanzt? Das bloße Auge ahnt nichts davon. Es kann nicht einmal die Tatsache feststellen, daß es überhaupt Lichtwellen gibt. Aber die Wissenschaft hat es festgestellt. Und so vermag — bei gewöhnlichem Licht — das Mikroskop keine Körper wahrzunehmen, die kleiner sind als 275millionstel eines Millimeters. In solchen Fällen muß also die Ultramikroskopie zu Hilfe eilen.

Einen zweiten Weg, die Größe der Seuchenerreger zu ermitteln, bietet die Ultrafiltration. Sie wurde von der Kolloidforschung entdeckt. Sie benutzt ein Sieb von bekannter Maschenweite. Wenn dieses die Teilchen gerade noch durchläßt, die von einem anderen Sieb nur wenig geringerer Maschenweite zurückgehalten werden, so kann man daraus auf die Größe der Teilchen schließen.

Und schließlich dient uns die Zentrifuge. Sie kann eine Anziehungskraft erzeugen, vor der die Mutter Erde die Segel streichen muß. Man läßt die Kraft auf die zu messenden Größen wirken, wenn sie in einer Lösung schwimmen. Dann senken sich auch die Krankheitsstoffe, und zwar um so langsamer, je kleiner sie sind. Aus der verschiedenen Dichte der Lösung und aus der Geschwindigkeit, mit der die leichten Körperchen der anziehenden Kraft entgegeneilen, schließt man auf die Größe der Seuchenerreger.

Man hat auf diesen Wegen zum Beispiel die Größe des Schädlings ermittelt, der die Maul- und Klauenseuche überträgt: Er mißt etwa 10millionstel eines Millimeters. Zehn mal so groß ist der Erreger der Influenza. Zwischen beiden rangieren Gelbfieber und Hühnerpest.

Bei diesen Messungen taucht ein seltsamer Nachbar auf, der Bakterienfresser, ein höchst angenehmes Wesen, weil es uns durch seinen Namen verspricht, die so sehr verhaßten Bakterien zu vertilgen. Wegen dieses Bakterienfressers ist nun ein heißer Kampf unter den Gelehrten entbrannt. Ist er ein Lebewesen oder ist er keins? Beide Parteien konnten ihre Behauptungen durch Beweise stützen. Es scheint also in der Tat ein schwieriges Problem zu sein. Und zwar dürfte die Schwierigkeit darauf beruhen, daß man heute nicht weiß, was Leben ist . . .

Man sollte es nicht für möglich halten. Aber es trifft zu: Das, was uns alle umgibt, das „Leben" hat noch keine wissenschaftliche Begriffsbestimmung gefunden. Alle die verschiedenen Lebensäußerungen, die uns ins Auge fallen, reichen nicht aus, das Leben selbst zu kennzeichnen. Das Wachstum zum Beispiel ist nicht nur dem lebenden Wesen eigen. Auch der tote Kristall wächst aus der Lösung empor. Das Vorhandensein des Stoffwechsels ist ebenfalls nicht maßgebend. Es gibt Bakterien und Sporen, die zwar keinen Stoffwechsel zeigen, aber dennoch am Leben bleiben. Dagegen sind künstliche Stoffe hergestellt, die atmen und gären, ohne doch als Lebewesen gelten zu dürfen. Auch von der Vermehrungsfähigkeit kann man — wie Dr. F. Lynen vom Chemischen Laboratorium der Bayerischen Akademie der Wissenschaften-München in der „Angewandten Chemie" ausführt — nicht sagen, daß diese Fähigkeit auf die lebenden Systeme beschränkt sei.

Also was soll man von den Bakterienfressern und von den Seuchenerregern halten? Man muß sich einstweilen damit begnügen, ihr Vorhandensein, ihre Beschaffenheit und ihr Wirken festzustellen. Man sieht, wie die krankmachenden Stoffe die Zelle zerstören, bei den Pocken etwa und bei der Maul- und Klauenseuche. In anderen Fällen sind es Wucherungen, so bei der Hühnerpest und gewissen Warzen. Schließlich tauchen auch Einschlüsse innerhalb der Zellen auf. Wir sehen die todbringenden Feinde und haben es fertiggebracht, sie ans Licht zu zerren, vor allem dank der Ultrazentrifuge, deren anziehende Gewalt die Schwerkraft der Erde um das Sechzigtausendfache übertraf. Da endlich hatte man die Schädlinge in „Reinkultur". Wenigstens glaubt man dies erreicht zu haben. Die Reinigung durch die Ultrazentrifuge war ja auch ergebnisreich genug. So konnte man den Erreger einer Geschwulst isolieren, die das Kaninchen überfällt. Und von diesem Stoff genügt ein einziges Milligramm, um eine ganze Million Kaninchen krank zu machen.

Eine solche Tatsache ist natürlich zunächst wichtiger als die Beantwortung der Frage, ob der Bakterienfresser und sein böser Nachbar nun wirklich Lebewesen oder tote Dinge sind. Es genügt uns, die unheimliche Gesellschaft am Werke zu sehen, und es ist ohnedies noch manches Rätsel zu lösen, das uns diese seltsamen Kreaturen aufgeben.

Kannegießer unter dem Dreispitz.

Kleine Anekdoten um Ludwig Holberg.

Von Jens Martin.

Der Dichter Ludwig Holberg, den man bald den dänischen Molière, bald den dänischen Voltaire genannt hat, war geistreich, geldgierig und boshaft wie dieser, witzig und volkstümlich wie jener. Noch heute leben seine Gestalten auf der Bühne und im Volksmunde, „der politische Kannengießer“, Bierbankphilister und Wirtshausdemokrat; „Jeppe vom Berge“, der arme, unterdrückte Kleinbauer, der an keinem Wirtshaus vorüber findet: „Die Leute sagen wohl, daß Jeppe säuft, aber keiner sagt, warum er säuft!“ Als Holberg 1754 starb, trugen ihn vier seiner Bauern zu Grabe.

„Wir weichen einem Narren nicht aus . . .“

Bekanntlich gab es damals keinen Bürgersteig, man ging in der Mitte der Straßen auf dem sogenannten „breiten Stein“, und wenn schmutziges Wetter war, drückte jeder sich gern ums Ausweichen. Professor Holberg traf an einem regnerischen Tage zwei Adlige, die sich durch eine Bühnenwitzigkeit des Dichters gekränkt fühlten. Laut rief der eine Offizier dem andern zu: „Wir werden einem Narren nicht ausweichen!“, worauf Holberg zur Seite trat, den Dreispitz galant lüftete und lächelnd bemerkte: „Das tu ich wahrhaftig gern vor zweien!“

Als Holberg Rechnungsführer der Universität war, trat eines Tages ein armer Student in sein Büro, der sich um ein Legat bewerben wollte. Er hatte sich sorgfältig gekleidet und nach der Mode der „galanten Zeit“ auch einen Stutzdegen umgeschnallt. Das mißfiel dem an sich nachlässigen Komödiendichter. Er guckte während der Bittrede des Studenten ironisch auf den Degen und sagte darauf scharf: „Der Herr Lieutenant wird das Legat nicht erhalten.“ Nicht lange danach mußte Holberg zu Hofe. In Gala ließ er sich in einer „Schachtel“, wie er sein Portechaise nannte, vors Schloß tragen. Als er aussteigen wollte, stand zufällig der arme Student da, eilte an die Portechaise des Professors und öffnete sich verneigend die Tür derselben. Sein Blick fiel auf den Galadegen des hohen Herrn: „Darf ich dem Herrn Obersten die Hand reichen?“ Holberg lachte: „Her mit der Hand, Ihr seid ein witziger Kopf und sollt das Legat doch haben!“

„Monsieur hat vergessen, zu bezahlen . . .“

Um mit seinen sehr begehrten Werken keinen Verleger zu bereichern, hatte er sie im Selbstverlag herausgegeben und mußte also auch den Vertrieb eigenhändig besorgen. Fremde machten sich das zunutze und suchten bei Einkäufen den berühmten Mann persönlich kennen zu lernen und in ein Gespräch mit ihm zu kommen. Dagegen wehrte sich der Vielbeschäftigte durch abweisende Grobheit. Ein durchreisender deutscher Adliger, der des Dichters Geldgier kannte, wettete mit seinem Kopenhagener Freunde, der ihn vor einem Besuch bei dem Hochmütigen warnte, er werde Holberg sicher bewegen, ihn an die Haustür zu geleiten; Holberg sei ein durchaus galanter Mann. Beide gingen zum Dichter, der eben sehr beschäftigt war. Der Besucher bat, ihm die „Dänische Reichsgeschichte“ auszuliefern. Unwirsch rief der Vertiefte, ins Lagerzimmer weisend: „Monsieur hole sich dort den Band, er kostet fünf Reichstaler!“ Der deutsche Graf ging wortlos hinein ins Nebenzimer, nahm sich das Werk und schritt wiederum, ohne etwas zu sagen, durch das Zimmer des Dichters auf den Flur hinaus. Eilends sprang Holberg auf und rannte ihm bis an die Haustür nach: „Monsieur hat vergessen, zu bezahlen!“ Der Graf verbeugte sich höflich: „Ich wußte, Magnifizenz werde galant sein und uns zur Tür geleiten!“ Der Dichter sah ihn einen Augenblick verblüfft an; dann begriff er und verbeugte sich sehr höflich: „Die Lehre ist fünf Taler wert. Ich bitte, Monsieur wolle das Buch als Geschenk behalten!“

Ein seltsamer Herzogsbesuch.

Ähnlich, aber noch erstaunlicher für den Betroffenen war Holbergs Begegnung mit dem Herzog von Württemberg. Dieser ließ sich von einem befreundeten Professor zu dem Hause des Dichters führen und durch den Diener melden, seine Durchlaucht wünsche den berühmten Mann zu sehen. Der Dichter ließ zurücksagen: „Herzlich gern!“ Als die Herren eintraten, waren sie äußerst verwundert, den Hausherrn im Schlafrock vor seinem Schreibtisch sitzend zu finden und unbekümmert weiterarbeiten zu sehen. „Ich bin gekommen, Ihre Bekanntschaft zu machen“, begann der Fürst, leise gereizt. „Untertänigster Diener!“ verneigte sich der Sitzende kühl und schrieb weiter. Eine Weile starrte der in seiner Würde Verletzte auf den Arbeitenden und wandte sich dann mit einem scharfen: „Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!“ der Tür zu. Holberg nickte flüchtig: „Untertänigster Diener!“ Der begleitende Professor blieb noch einen Augenblick im Zimmer: „Aber Holberg! Bist du von Sinnen? Denke doch, der Herzog von Württemberg!! und du hast nur zwei Worte für ihn!“ — „Ja, mein Bester, er ließ mir doch sagen, er wolle mich sehen, und der Wunsch ist ihm auch erfüllt worden. Hätte er das Verlangen geäußert, sich mit mir zu unterhalten, über das Theater oder worüber sonst, würde das sich auch haben ausführen lassen und für beide gewiß interessanter und geistvoller!“

„Mademoiselle wähle einen tieferen Zweig!“

Nicht verbürgt, aber bei der witzigen Schärfe des Dichters nicht unwahrscheinlich ist folgende Anekdote. Holberg besuchte ein Konzert, bei dem eine jugendliche Sängerin den umgedichteten 137. Psalm singen sollte. Der Anlauf mißglückte ihr mehreremale: „Ich hänge meine Harfe an den Zweig der weinenden Weide!“ Jedesmal traf sie den hohen Ton auf dem Wort „Zweig“ nicht. „Mademoiselle täte gut, einen der tieferen Zweige zu wählen!“



Bunte Chronik



Die Wilden.

„In Afrika leben einige wilde Stämme, die überhaupt keine Steuern zahlen.“

„Ja, sagen Sie mal, wovon sind sie dann so wild?“

Erinnerungen.

„Ich bin jetzt mit der Ausarbeitung meiner Erinnerungen beschäftigt.“

„Sind Sie schon bei dem Kapitel angelangt, als ich Ihnen 1000 Zloty borgte?“

Doppelsinnig.

„Frau Schulze muß in ihren Mann sehr verliebt sein. Sie sagt immer, er wäre das Licht ihres Lebens.“

„Ja, das nicht ausgehen darf.“

*



„Sagen Sie mir, sind Sie gekommen um zu betteln?“

„Ja, dachten Sie etwa, daß ich als Freier komme?“

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg